

MOX NOX**Tanja Maljartschuk**

Aus dem Ukrainischen von Maria Weissenböck

1 Jene, die gegangen wären, hätte es sie geben (Ausschnitt)

Die Mangrovenwälder waren unser größter Traum. Wenn wir von etwas träumten, dann nur von ihnen, diesem endlosen immergrünen Dickicht am fernen Ufer des Meeres mit seiner Wärme und Feuchtigkeit, seinen saftigen Früchten und duftenden Blüten. Natürlich hatte niemand diese Küsten je gesehen, und niemand hatte je bestätigt, dass es die Mangrovenwälder überhaupt gibt, trotzdem glaubten wir an sie. Manche (wie etwa meine Tante Marianna) hofften, nach dem Tod dorthin zu kommen. Die Tante besuchte regelmäßig Treffen der Mangrojaner, deren Hohepriester schwor, die Durianfrucht gekostet zu haben.

„Von außen ähnelt die Durian einer Kastanie“, erzählte mir Tante Marianna, als ich noch ganz klein war, „ihre Schale hat auch Stacheln, trotzdem kann man die beiden nicht verwechseln, weil die Durian im Gegensatz zur Kastanie schrecklich stinkt.“

„Wonach denn?“, fragte ich, um die Frucht zu erkennen, sollte ich irgendwann auf eine stoßen.

Die Tante runzelte die Stirn und verkündete nach einer Denkpause bestimmt:

„Ungefähr wie Fäkalien vermischt mit Kirschsirup.“

Vergeblich probierte ich, mir diesen Geruch vorzustellen.

„In den Mangrovenwäldern“, versuchte Tante Marianna uns zu überzeugen, „wachsen unendlich viele verschiedene Früchte, die die seltsamsten Formen und den seltsamsten Geschmack haben. Dort kann man jahrelang auf einem Baum wohnen und hat trotzdem genug zu essen. Die Mangroven blühen und tragen zugleich Früchte. [...] Nachdem man sich nach Herzenslust an Früchten und Blütennektar sattgegessen hat, kann man unbesorgt schwimmen und tauchen, - Salzwasser ist sehr gut für unsere Haut.“

Die Erzählungen der Tante ärgerten mich, und sie machten mich so neugierig, dass ich schließlich in lautes Weinen ausbrach, weil ich so gerne in die Mangrovenwälder wollte. Meine Mutter schnauzte ihre Schwester unzufrieden an:

„Marianna, wieso setzt du dem Kind Flausen in den Kopf!“

„Die Mangrovenwälder sind keine Flausen“, antwortete diese beleidigt. „Dorthin kommen wir nach dem Tod. Wenn wir es verdient haben natürlich. Nur jetzt sind wir dazu verdammt, hier zu vergammeln wie die letzten ...“

Sie fand nichts, womit sie uns vergleichen konnte, denn hier waren immer nur wir alleine gewesen. Kein lebendiges Wesen im ganzen Hier und Jetzt, bloß Insekten, aber die zählten nicht. Deshalb war es üblich, dass wir uns für allmächtig hielten, und die Nachtseher, unsere Lehrmeister, betonten ständig, dass wir uns den Planeten unterworfen hätten und Herrscher über die Welt geworden wären.

Irgendetwas an dieser Behauptung störte mich. Wie kann man allmächtig sein, wenn da niemand ist, mit dem man seine Kräfte messen kann? Und wir konnten wirklich nicht alles, ich jedenfalls ganz bestimmt nicht. [...]

2 Was die Mäuseflügler sagten (Ausschnitt)

Der blinde Nachtseher Herodot unterrichtete uns in Geschichte. Wir, alle gleich alt, kamen in seiner verwahten Wohnung auf dem Prospekt der Ersten Abenddämmerung zusammengeflogen und lauschten seinen mitreißenden Legenden über die herausragende Fledertiere: die ihre Gärten gegen den schrecklichen Heuschreckenangriff im Jahr 1240 verteidigt und Mitte des 14. Jahrhunderts von zwei nahe gelegenen Flüssen Kanäle angelegt hatten, um ihre Gärten und Weinberge bestellen zu können, die den bestehenden Straßen und Prospekte Namen gegeben hatten, um ab den 1910er Jahren eine ständige Ultraschall-Verbindung zu garantieren und so im Bedarfsfall wichtige Informationen auszutauschen. Meine Mutter und ich wohnten auf dem Platz der Großen Zusammenkunft 3.

Eine große, ja die größte Zusammenkunft der Fledertiere in der Geschichte fand im bedeutsamen Jahr 1568 statt. Von diesem Ereignis ließen wir uns am liebsten erzählen. Der ganze Himmel war damals von außergewöhnlichen Gästen bevölkert, deren Flügelspannweite

mitunter drei Meter betrug! Ihr kräftiger Flügelschlag ließ einen ungeheuerlichen Wind aufkommen, der Unmengen von Bäumen entwurzelte und einige der unbeschädigten Häuser abdeckte. Doch niemand beschwerte sich, ganz im Gegenteil. Die Zusammenkunft und Feierlichkeiten dauerten einige Nächte. Delegationen aus fernen Gegenden waren in die Stadt gekommen: schwarze, rote und gestreifte Flughunde, Ohren- und Kleinzahnfledermäuse, Tonga und sogar Mirimiri, über die nur bekannt ist, dass sie orangefarbene Augen haben und in den Wolkenwäldern leben. Die Inselflughunde brachten Feigen, Datteln und eine Mango, die niemand zu kosten wagte. So beschloss man, die Mango zu trocknen. Herodot bewahrte die heilige Reliquie in seinem Haus auf, das uns zugleich als Geschichtsmuseum diene.

„Dürfen wir wenigstens an der Mango riechen?“, bettelten wir, aber Herodot war unerbittlich.

„Ihr bekommt nur Appetit, den ihr nie werdet stillen können, denn niemand kann dorthin fliegen, wo die Mango wächst.“

„Wie ist sie denn zu uns gekommen? Irgendjemand muss sie ja gebracht haben?“, wunderten wir uns.

Ich spürte, dass man uns wieder anlog, aber nicht absichtlich, sondern um uns zu schützen und das Unerklärbare zumindest irgendwie zu erklären.

„Einst waren die Fledertiere deutlich kräftiger“, so lautete Herodots Lüge. „Einst gab es Helden unter uns.“

Der blinde Nachtseher war der Meinung, in der Vergangenheit seien alle mutiger, sei alles besser, sinnvoller und unbeschwerter gewesen. Wahrscheinlich war er vom Schreck, den ihm die schandhafte Gegenwart eingejagt hatte, erblindet. Leise und in unterhaltsamem Tonfall trug Herodot die Geschichte vor, die wir bereits unzählige Male gehört hatten:

„Im Jahr 1789 stieg Azerodon Goldschopf in eine Rekordhöhe von drei Kilometern empor und berichtete danach, er habe in der Ferne das Meer erblickt. Seiner Berechnung zufolge sollte der Flug zum Meer nicht länger als hundert Nächte dauern. Man müsste die Gebirgskette überwinden, die uns von den wärmeren Gegenden trennte, und die kargen Steppen, in denen die Sonne kaum untergeht und kein einziger Obstbaum wächst. Der tapfere Azerodon Goldschopf versammelte eine Mannschaft von Wagemutigen um sich und machte sich auf den Weg. Das war unsere größte und gefährlichste Expedition.“

Herodot seufzte. Wir alle wussten, wie die Expedition ausging. Keiner der Mannschaft kehrte je nach Hause zurück. Deshalb ist bis heute unbekannt, ob die Abenteurer das Meer erreichten oder unterwegs ruhmlos ihr Leben ließen. Später machten sich Gerüchte breit, Azerodon habe die Entfernung von hundert Nächten doch überwunden, sei danach aber so erschöpft gewesen, dass er es nicht riskierte, den Heimweg anzutreten, um uns davon zu berichten. Oder er wollte das Meer und all die Verlockungen seiner immergrünen Ufer mit niemandem teilen.

Herodot widersprach dieser Version heftig.

„Helden verhalten sich nicht ruhmlos! Aber die Ruhmlosen schwärzen Helden gerne an, damit es so aussieht, als seien alle so wie sie. Damit es nichts gibt, wonach man streben kann. Nichts, woran man glauben kann.“

Manchmal fragte ich mich, woran ich selbst glaubte, aber meine Liste war nicht allzu lang. Die Ruinen, die zu unserer Heimat geworden waren, spielten gewissermaßen darauf an: So sehr du auch hoffst, so sehr du auch glaubst – die Zeit des Zerfalls kommt bestimmt. »Jeder Zerfall öffnet den Weg zu neuer Blüte«, sagte Herodot gerne, aber mir schien, dass eine Blüte unmöglich war, wenn man nicht wusste, woran die Vorgänger gescheitert waren. Warum hatten sie ihre Häuser und Städte verlassen? Wohin waren sie verschwunden? Wo lebten sie jetzt? Und lebten sie überhaupt noch?

Meine Altersgenossen interessierten diese Fragen nicht. In ihrer freien Zeit machten sie nichts als zu spielen oder Wettkämpfe untereinander auszutragen: Wer den steilsten Sturzflug von einem Baum bis zur Erde schafft, wer den Turm auf dem Hauptplatz mit den wenigsten Flügelschlägen umrundet, wer mehr Abstufungen der Dunkelheit benennt, die uns hervorgebracht hat und in die wir früher oder später verschwinden werden.

„Sehr dunkle Dunkelheit“, sagte der Erste. Das war einfach gewesen.

„Die Dunkelheit vor dem Morgengrauen“, sagte der Zweite.

„Eine Dunkelheit, in der man unsichtbar wird, wenn man sich nicht bewegt“, sagte der Dritte.

„Die Schatten der Bäume in einer sehr dunklen Dunkelheit“, setzte der Vierte fort.

Mit der Zeit konnten wir Hunderte solcher Abstufungen benennen, und alle hatten ein Recht zu existieren, denn die Dunkelheit bleibt nie gleich. Am freiesten fühlten wir uns in der Dunkelheit einer mäßig bewölkten Mondnacht, in der wir gigantische Schatten warfen und größer erschienen, als wir in Wirklichkeit waren, wenn wir über der Erde dahinglitten.

„Reigen?!“, rief Apollonius. Seine Ideen wurden im Handumdrehen von den anderen aufgegriffen.

„Reigen! Reigen!“, stimmten alle wie auf Kommando freudig ein, stiegen in die Höhe, bildeten einen engen Ring um den Mond und kreisten lange um ihn.

Es war ein außergewöhnlicher Anblick, unheimlich und majestätisch zugleich: ein Tanz der Herrscher über Himmel und Erde. Während ich ihn aus der Ferne betrachtete, schien mir, als würde ich irren und es könnte tatsächlich niemand höher entwickelt sein als wir. Unser Körper und unser Geist waren vollkommen. Alle anderen Lebensformen mussten sich unterordnen oder verschwinden. Oder wir werden?

Die Jungen wollten in naher Zukunft, wenn sie schon nicht das Meer (und mit ihm die Mangrovenwälder) suchen konnten, zumindest die Bergkette überqueren, von dort Triebe exotischer Pflanzen bringen und sie an unser Klima gewöhnen. So könnten die hiesigen Fledertiere nach Herzenslust von wunderbaren Früchten naschen. Rambutan, Guaven, Kokosnüsse, Bananen – diese Leckereien kannten wir nur aus den Erzählungen der Erwachsenen, die sie ebenfalls nie probiert hatten und nur aus den Erzählungen anderer Erwachsener kannten, die ebenfalls von anderen, lange verstorbenen Erwachsenen davon erfahren hatten. Selbst Aprikosen und Pfirsiche galten als Delikatesse, obwohl die Bäume in unseren Gärten wuchsen und manchmal sogar blühten, - Früchte trugen sie nie. Die Mäuseflügler brachten sie von jenseits der Berge, - diese strengen und wortkargen Bergbewohner, unsere einzige Verbindung zu den wärmeren Gegenden.

Die Mäuseflügler riefen Abscheu und zugleich Begeisterung hervor. Ihr Körper war von einem dichten, steifen Fell bedeckt, die Miniaturgesichter voller Falten, und ihr Unterkiefer mit den schiefen, scharfen Zähnen ragte weit nach vorn. Die Mäuseflügler kümmerten sich nicht sonderlich um Hygiene und stanken unbarmherzig, und wenn jemand sie darauf hinwies, zeigten sie nur unfreundlich ihre Zähne. Dafür rochen und schmeckten die Aprikosen, die sie uns brachten, paradiesisch.

„Warum tragen die Aprikosenbäume bei uns keine Früchte?“, fragte ich Mutter.

„Weil es bei uns kälter ist.“

„Und warum ist es bei uns kälter?“

Ich kannte die Antwort. Schon oft hatte Hrun, unser Lehrmeister in Naturkunde, uns erklärt, dass jede Gegend ihre eigene Sonne habe, die aus uns unerforschten Gründen da mehr und dort weniger wärme. Unsere wärmte nicht so eifrig.

Mutter antwortete geduldig:

„Weil wir eine andere Sonne haben, nicht so heiß wie auf der anderen Seite der Gebirgskette. Die Nachtseher müssen dir davon erzählt haben.“

„Haben sie, aber das ist nicht fair“, ereiferte ich mich. „Warum haben andere eine heißere Sonne bekommen als wir? Warum ist unsere Sonne so faul?“

Die Ungerechtigkeit in Sachen Sonne empörten meine Mutter nicht weniger als mich, sie dachte sogar ernsthaft darüber nach, über die Gebirgskette zu emigrieren. Die hiesige Kälte setzte ihr sehr zu.

„Wenn du groß bist, fliegen wir hinüber“, sagte sie häufig mit trauriger Stimme. „Dort kannst du Aprikosen essen, so viel du willst. Und die Weintrauben sollen dort viel süßer sein. Das Wichtigste ist, dass wir den Weg schaffen. Hier hält uns nichts mehr.“

Damit meinte sie Vater, der uns verlassen hatte. Seit ihrem letzten Streit war er nicht mehr vorbeigekommen.